

Dienst dieser Freiheitlichkeit tun nicht Ideologumena not, sondern nüchterne, unverstellte Bestandsaufnahme dessen, was normativ gilt und was tatsächlich ist, und der beiderseitige Wille zu fairer Zusammenarbeit unter Respektierung der Lebensprinzipien der Partner. Dann könnte man darangehen, gewisse Einzelfragen, die vielleicht Beschwer machen, ruhig zu diskutieren. Solange aber die FDP eine grundsätzlich verkehrte Richtung einschlägt und überdies der Weg mit gefährlichen ideologischen Fußangeln ausgelegt wird, kann sie sich nicht wundern, wenn die Kirchen und mit ihnen viele Bürger in diesem Lande betont auf Distanz gehen.

## Heinrich Brüning (II)

Briefe und Gespräche 1934–1945 \*

Von *Albert Mirgeler*

Auch die neue Kombination entspricht Brünings Anschauung, daß der Krieg als Mittel der Politik durch eine schöpferische Phantasie vermieden und überboten werden könne (127). Trotzdem ist es fraglich, ob er in diesem Falle recht hat. Wir können allerdings erst so fragen, seitdem wir über Hitlers Zielvorstellungen aufgeklärt wurden und wissen, daß sein letztes Ziel nicht die Befriedigung deutscher Forderungen, nicht einmal eine deutsche Hegemonie in Europa, sondern eine dreigeteilte Weltherrschaft Englands, Deutschlands und Japans unter Vernichtung Rußlands und der Vereinigten Staaten war<sup>11</sup>. Durch diese Erkenntnis, die uns eine Generation lang verschlossen blieb, wurde erst das Erstaunen darüber hinfällig, warum Hitler 1939 darauf erpicht war, wie man annehmen mußte, offene Türen einzutreten und einen Krieg vom Zaune zu brechen für das, was ihm alle Welt und selbst Polen bewilligen wollten. Die Differenz zwischen Deutschland und England schien minimal: Hitler wollte keinen Krieg mit England, und England wollte Deutschland den Korridor und eine starke Stellung in Osteuropa bewilligen, nur um den Preis seiner Einbindung in die europäische Welt. Aber eben diesen Preis konnte der weltmachtgierige Hitler nicht zahlen. Hinter solchen Weltmachtträumen blieb natürlich auch Brünings europäische Friedensphantasie im Rückstand. Obwohl er 1938 an Mona Anderson schreibt: »Die naiven britischen Staatsmänner gerieten außer Fassung, weil sich Hitler nicht an Spielregeln hielt . . . Es wird ihnen nur dann gelingen, Hitler zum Mitspieler zu machen, wenn sie ganz Osteuropa aufgeben und Frankreich schwächen, so daß Hitler die Oberherrschaft über den Conti-

\* Vgl. den ersten Teil des Beitrages in dieser Zeitschrift 1/75, S. 59–75.

<sup>11</sup> Vgl. Andreas Hillgruber, Grundzüge der nationalsozialistischen Außenpolitik 1939–1945. In: »Saeculum« 24 (1973), S. 328–346.

nant hat und mit einem Offensivkrieg oder einer Blockade nicht besiegt werden kann« (216), hielt er 1939 bis zum letzten Augenblick den Krieg für vermeidbar und glaubte sogar noch nach dessen Ausbruch, Hitler würde in Polen wohl an den früheren deutschen Grenzen stehen bleiben (289). Auch hat er kaum bis 1940/41 einkalkuliert, daß Hitler die Begrenztheit seiner finanziellen und materiellen Mittel durch eine so grandiose Erweiterung des ihm zur Verfügung stehenden Raumes zu sanieren gedachte.

Die »entsetzliche Knappheit« des Regimes 1933, von der Brüning annahm, daß sie »den Nazis ohne Eingriffe des Auslands ein Ende bereiten« würde, wurde sehr bald erleichtert durch die Dollarabwertung vom Januar 1934, welche die deutsche Zahlungsbilanz um jährlich 300 bis 400 Millionen Reichsmark erleichterte, ferner durch Stalins Beschluß, die Rückzahlung des während Brünings Amtszeit Rußland gewährten Zweimilliardenkredits fortzusetzen. Entscheidend freilich für den Erfolg Hitlers wurde die englische Unterstützung. Sie begann mit dem deutsch-britischen Transfer-Abkommen vom 4. Juli 1934 und gab Deutschland für eine verhältnismäßig günstige Befriedigung der Ansprüche englischer Gläubiger die Erlaubnis, auf den Weltmärkten frei über einen wesentlichen Teil der Zahlungen für seine Exporte nach England zu verfügen<sup>12</sup>. Das geschah trotz der ausdrücklichen Warnung von Brünings früherem Referenten H. F. Berger, das Abkommen würde das Naziregime stabilisieren. Danach warb die »Times«, von Brüning eine »heuchlerische alte Tante« genannt (92), inständig für einen Verständigungsfrieden (71), der dann mit dem Flottenpakt von Mitte 1935 und der antifaschistischen, aber prodeutschen Politik des neuen Außenministers Eden in greifbare Nähe zu rücken schien. Hier spielen zweifellos die antikatholischen Instinkte eine Rolle, die schon den Premier MacDonald, einen Schotten, auf Brüning eifersüchtig gemacht hatten (Aussage Lord Tyrrells 275), und die auch die nazifreundliche Clique im Außenministerium und in der Gesellschaft auswertete, wenn sie Brüning anhängte, er sei ein Abgesandter des Vatikans (202). Zu erwähnen sind auch die Schwierigkeiten einer Verständigung Englands mit Mussolini in der Abessinienfrage (112 A. 4), wie sie Brüning befürwortete (94). Als Chamberlain 1937 eine proitalienische Politik versuchte, mußte er mit einer Reaktion der konservativen britischen Wähler rechnen (146). Von diesen antikatholischen Affekten konnte Hitler ebenso profitieren wie von Chamberlains appeasement-Politik, die ihm einen Rüstungsvorsprung verschaffte, der für England nur mit größten Anstrengungen und mit der Unterstützung der USA einzuholen war. Daß es schließlich doch nicht zum Verständigungsfrieden, sondern zum Krieg kam, lag nur an der oben erwähnten schwerwiegenden, aber nach außen kaum sichtbaren Differenz der beiderseitigen Konzepte.

Die durch eine nachlässige Information (Beispiel S. 256) nur zum Teil erklärbare Blindheit der britischen Einstellung gegenüber Hitler legt die Frage nach dem letzten Motiv einer zum Scheitern verurteilten appeasement-Politik nahe. Bei einem Gespräch im Weißen Haus im Jahre 1938 vertrat Brüning die Meinung, die führenden englischen Politiker »erlägen dem seltsamen Wahn, daß, wenn sie der derzeitigen Regierung in Deutschland nicht helfen würden, der Kommunismus folgen würde. Sie würden nicht erkennen, daß schon jetzt in Deutschland etwas weit

<sup>12</sup> Alles Bisherige, S. 39 A. 1.

Schlimmeres herrsche als der Kommunismus in Rußland ... (171 A. 2). Diese Äußerung nimmt zweifellos auf die prorussische Stimmung damaliger führender Amerikaner Rücksicht. Aber schon 1936 hatte sich Brüning gegen »die völlige langsame Aufspaltung des europäischen politischen Denkens in faschistische und kommunistische Romantik und Leidenschaft« gewandt, die jede mäßigende Mitte vernichte. Die richtige Parole, die allerdings geistig und religiös unterbaut sein müsse, hieße: gegen Faschismus *und* Bolschewismus und, wie er bezeichnenderweise hinzufügt, gegen den absoluten Staat! (121). Brüning ist in seinem Urteil bestimmt durch die Vorstellung, der Faschismus würde in Bolschewismus enden (221). Interessant ist seine Bemerkung, daß das Schlagwort von der »kommunistischen Gefahr« in England durch die Propaganda Francos verbreitet werde und dort vor allem auf Katholiken wirke (219).

Bei einem Gespräch im März 1938 fragte König Leopold III. von Belgien Brüning mehrmals, ob er einen einzigen Mann in England kenne, der Vertrauen und Hoffnung einzuflößen vermöge (181). Die Frage war sehr schwer zu beantworten. Zweifellos hätte Brüning gerne Churchill genannt, der von den Streitkräften, vor allem der britischen Admiralität, schon als Chamberlains Nachfolger angesehen wurde (187) und mit dem Brüning schon 1934 und dann wieder zwischen August 1937 und August 1938 viermal konferiert hatte. Churchill war gewiß keiner Anfälligkeit für Hitler verdächtig, aber er war zu sehr Engländer und zu wenig Europäer, um mit Brüning übereinzukommen. Er begrüßte Hitlers Aufstieg schon 1934, weil dieser die ganze Welt gegen Deutschland aufbrachte und soll schon damals gesagt haben, Deutschland müsse wieder besiegt werden und dieses Mal endgültig; sonst würden Frankreich und England keine Ruhe haben (31). Die Rücksichtnahme auf Frankreich war für ihn entscheidend, weil dessen Niederlage England in Europa und in der ganzen Welt schwächen würde (143). Brüning suchte Churchill im Frühjahr 1938 mit Goerdeler<sup>13</sup> zusammenbringen, was an Intrigen eines Emigranten (Schairer) scheiterte. Er wollte auch ihn für seinen Vorschlag eines Maximalangebots bezüglich der deutschen Revisionsansprüche und Grenzen an die einflußreichen Befehlshaber der Wehrmacht gewinnen mit dem Bemerkung, dies sei die letzte Chance (184 ff.). Während der Tschechenkrise erklärte Churchill: »Was wir wollen ist, daß die deutsche Wirtschaft vollkommen zusammengeschlagen wird.« Brünings Antwort: »Das bedeutet, daß Sie nach einer gewissen Zeit das Land wieder aufbauen müssen zur Unterstützung gegen die Russen« (207). Brüning machte ihm ferner den Vorschlag, Hitler zu treffen und mit ihm zwei oder drei Stunden so zu sprechen, wie er es in der letzten Stunde mit ihm getan hätte, vielleicht in Gegenwart eines Mannes wie Neurath, der es nicht versäumen würde, jedermann zu erzählen, was vorgefallen war; dann würde die deutsche Wehrmacht vielleicht begreifen, »daß jedes weitere Abenteuer Krieg mit England bedeute ... Nur die schonungslos angesprochene Wahrheit würde Hitler beeindrucken!« Da diese letzte Zusammenkunft von

---

<sup>13</sup> Persönlich hegte Brüning gegenüber Goerdeler, obwohl er ihn 1932 zum Nachfolger vorgeschlagen hatte, sich steigende Bedenken. Er billigte ihm nicht gerade ein hohes Maß von politischem Instinkt zu, bedauerte entschuldigend sein Versagen im Ausland (459), ja kam zu dem Schluß, »daß unser Freund eben doch ein bißchen naiv ist« (349). Vor allem war er überrascht zu hören, daß Goerdeler in ständigem Kontakt mit Göring blieb (ebd.). Doch vermochte alles das nicht Zweifel an Goerdelers Charakter hervorzurufen.

dem anwesenden Schwiegersohn Churchills, Sandys, in einem Artikel des »Evening-Standard« beschrieben wurde, lehnte Brüning weitere Treffen mit Churchill ab.

Ich kann mir in diesem Fall nicht versagen, auf eine Charakteristik Churchills hinzuweisen, die in einem Notizbuch undatiert enthalten ist, das Brüning 1939 und 1940 benutzte (211 A. 4). Churchill habe ein fast körperliches Bedürfnis nach Widerstand und Zuschlagen; seine Meinungen und Ziele seien nicht stabil, sondern von Instinkt und Leidenschaft auf der Ebene des Unbewußten diktiert. Werde er aber von einem Gegner zur Selbstverteidigung und ohne echten bösen Willen »zwischen die Hörner« getroffen, so ertrüge er mehr als die meisten Männer seiner Herkunft und seines Standes, würde plötzlich rational, überlegt und besonnen und ließe gesunde Argumente gelten. »Die Vielschichtigkeit seines Wesens verleitet viele Leute, besonders Ausländer, dazu, ihn und den Einfluß, den er in Notfällen haben wird, zu unterschätzen. Er ist bereit, wie ein Spieler Risiken auf sich zu nehmen und in Notfällen machen solche Naturen zwangsläufig großen Eindruck auf die verwirrten Massen, denen es an einer starken, phantasiereichen Führung fehlt.«<sup>14</sup>

\*

Als Brüning seinen Aufenthalt nach Kriegsausbruch in die Vereinigten Staaten verlegte, wurde er nicht amerikanischer Staatsbürger. Nach dem Auslaufen seines deutschen Passes lebte er auf Grund eines »Affidavit«, das ihm der Generalkonsul der USA in England im September 1938 ausgestellt hatte. Im Mai 1941 fuhr er für einige Tage nach Kuba, um die Voraussetzung zu erfüllen, auf Grund derer er dann als Immigrant und nicht nur als einfacher Besucher gelten konnte. Trotzdem wurde seine Lage mit der Kriegserklärung Hitlers an die USA schwierig, weil er unter die Kategorie der feindlichen Ausländer fiel. Eine Internierung hat ihn als Professor zwar nicht getroffen. Aber er bekam in Harvard Schwierigkeiten wegen seiner dort vorgetragenen Ansichten über die Russen, die offenbar dem in Amerika herrschenden Vorurteil für die Russen während des Krieges und direkt nachher nicht konform gingen. Brüning faßte eine freiwillige Beurlaubung ins Auge, aber die Schwierigkeiten verzogen sich, denn im August des Jahres 1943 wurde er sogar zum Mitglied des Fakultätsausschusses gewählt und mußte als solches bei allen Fakultätssitzungen anwesend sein (392, 404).

Mehr und dauernden Ärger hatte Brüning mit den deutschen Emigranten, die vor allem nach Kriegsausbruch massenhaft in die Vereinigten Staaten einströmten.

---

<sup>14</sup> Eine Probe von Churchills Sprunghaftigkeit und Initiative erlebte ich selbst, als er gelegentlich der Verleihung des Aachener Karlspreises im Kaisersaal des Aachener Rathauses mit Adenauer zusammentraf. Er hatte Adenauer das Konzept einer Rede zugeleitet, auf die dieser antworten wollte, hielt aber dann eine ganz andere Rede im Stegreif, in der er ihn ziemlich unverblümt zu einer Verständigung mit den Russen aufforderte. Der überraschte Adenauer antwortete sichtlich aus dem Konzept gebracht. Natürlich wäre es besser gewesen, wenn er Churchills Rat befolgt hätte, den ihm ja auch Brüning in einer weniger brüskten Form in seiner Rede vor dem Rhein-Ruhrklub gab. Vielleicht wäre das für Deutschland billiger ausgegangen als die Verhandlungen fünfzehn Jahre später, aber auch bei negativem Ausgang hätte Adenauer es rechtzeitig klar machen können und müssen, daß seine Meinung, mit den Russen sei nicht zu reden, mehr als nur eine persönliche sei.

Zwar war dieser Ärger auch persönlich bedingt, weil Brüning mit ständiger Beaufsichtigung, gelegentlich auch Bespitzelung, Angeberei und sogar Falschdarstellung seiner Äußerungen rechnen mußte. Doch war der Hauptgrund des Ärgers sachlicher Art: Durch sie erhielten die Amerikaner hauptsächlich ihre Informationen über Europa und die Wünschbarkeiten der kommenden Friedensregelungen, und daß dabei vornehmlich jüdische Emigranten Gehör fanden, geht aus einer Bemerkung schon im Juni 1941, also ein halbes Jahr vor der deutschen Kriegserklärung an die USA hervor, die Stimmung auch gegen Emigranten nichtjüdischer Herkunft wurde von Monat zu Monat ungünstiger (363). Brüning wird nicht müde, auf diese gefährliche Schlüsselstellung der Emigranten hinzuweisen, die schon 1935 in Paris selbst gegen ihn demonstriert hatten; die Atmosphäre von »Intrige, Korruption, Haß«, die sie aus dem Deutschland vor der Machtergreifung Hitlers mitbrachten, macht er in Hinsicht auf das englische Bedürfnis nach Fairness für die hitlerfreundliche Politik Englands vor dem Krieg mitverantwortlich. Schon vor Kriegsausbruch stellt er fest, sie könnten sich in allem Negativen verständigen, darüber hinaus aber nicht, vor allem seien sie einig darüber, »daß alles, was in der Vergangenheit getan wurde, falsch getan wurde, und daß sie wissen, wie man alles besser tun könnte« (363). Die meisten berücksichtigen nicht, was in Deutschland zwischen dem letzten Krieg und dem Aufstieg der Nazis geschah (378), jetzt aber sind sie weit weg von Gefahr und Leiden, und ihr tägliches Brot ist Haß (377). Dazu haben alle einen Größenwahnskomplex (368). Kurz: »Es sind schreckliche Burschen« (340). Obwohl sie in der alten Heimat einen falschen Eindruck von ihrer Bedeutung vermitteln (327), sieht Brüning eine positive Möglichkeit für sie nicht. »Alle Emigranten ohne Ausnahme sind in Deutschland mehr oder weniger vergessen, und es ist ein müßiger Traum, daß sie mit Hilfe der Bajonette einer Besatzungsarmee wieder an die Macht gebracht werden könnten« (379). Auch »wird man uns nicht verschonen, weil ein paar Emigranten gegen die Nazipolitik protestiert haben« (243). Entsprechend beantwortet Brüning im März 1943 die persönliche Anfrage eines Mitglieds des amerikanischen Außenministeriums hinsichtlich der Verwendung deutscher Flüchtlinge bei der Besatzung negativ (402). Auch ist er strikt gegen die Bildung einer deutschen Exilregierung im Ausland, die im Gegensatz zu den Exilregierungen der im Krieg von Deutschland besetzten Länder bereit sein müßte, »die harten Bedingungen anzunehmen, die sich wahrscheinlich aus dem vagen Programm der Atlantik-Charta entwickeln werden; diese läßt die Tür für alles offen, auch für eine noch schlimmere Wiederholung des Versailler Vertrags« (373, schon 29.9.1941!). Wahrscheinlich wäre zudem die Proklamation einer solchen Regierung für die Nazis der Anlaß einer zweiten Bartholomäusnacht vor ihrem Abtreten, die zu verhindern Brüning als bestimmend für seine Haltung in den Jahren des Exils erklärt (407). Schließlich seien die jüngeren Mitglieder aller Parteien in Deutschland nicht willens, eine Regierung von Emigranten anzunehmen (408).

Brüning hat sich zu Beginn der massenweisen Immigration in die USA sehr um das Schicksal der Flüchtlinge gekümmert, sich nach Möglichkeit für sie verwandt und sogar den Überschuß seiner Bezüge als Professor großzügig für sie zur Verfügung gestellt (393). Er beschränkte seine Fürsorge nicht auf Glaubens- und Parteigenossen, sondern schloß auch vor allem frühere Sozialdemokraten ein, denen er auf

diese Weise einen kleinen Dank für ihre »Toleranz« während seiner Amtstätigkeit abstatten zu können glaubte. Namentlich seien hier seine Anteilnahme an den Schicksalen Breitscheids und Hilferdings genannt; nach dessen tragischem Tod kümmerte er sich um seine in die USA immigrierte Frau. Mit Sollmann stand er aufgrund von dessen religiöser Gesinnung und seiner Zurückhaltung in der Emigration in einem achtungsvollen Austausch. Dennoch wurde der positive Eindruck, den er während seiner Kanzlerschaft von der Entwicklungsfähigkeit der Sozialdemokratie gewonnen und Hindenburg gegenüber durchgehalten hatte, in Amerika schon 1939 wieder getrübt. Dazu mag die starke Beteiligung von Sozialdemokraten, vor allem Grzesinskis, Georg Bernhards und Max Brauers, an den politischen Umtrieben während ihres amerikanischen Exils und an dem Versuch der Begründung einer Exilsregierung vieles beigetragen haben. Jedenfalls verfestigte sich der schlechte Eindruck über die Sozialdemokratie bis 1945 zu dem Urteil: »Ihnen war es hauptsächlich darum zu tun, ein absolutes Parteiregime aufzubauen nach dem Fall der Nazis« (436).

Es muß noch kurz darauf hingewiesen werden, daß die Jahre seines amerikanischen Aufenthaltes in Brüning seine Verbundenheit mit Europa, das »so anders ist« (323), wieder verstärken. Das ist zum Teil auf das unerträgliche Klima in den USA zurückzuführen (142, 369), zum Teil aber auch auf die ihm fremde Beschaffenheit der amerikanischen Menschen. »Obwohl die Leute im Allgemeinen sehr nett zu mir sind, ist es oft sehr ermüdend, immer die gleichen Fragen zu hören, wenn man jemanden auf der Straße trifft. Die Leute ändern ihre Ansicht so häufig und übertreiben alles emotional« (310). Nur wenige haben vertiefte Kenntnisse von europäischen Angelegenheiten (291). Brüning vermißt in den USA das Schöne, was Europa zu bieten hat, wobei er an erster Stelle die Kathedralen als »einheitliches Symbol gesammelter Schönheit, Glücklichkeit und tiefer, wahrer Religion« nennt, danach die wunderbaren Wälder (311). Plötzlich überfällt ihn der Wunsch, noch einmal im Tessin zu wandern (336). Den Zwang, vielleicht ständig fern von Europa leben zu müssen, empfindet er für sich selbst wie auch für die anderen Emigranten als eine schwere Belastung (325). Bei Kriegsende rechnet er sofort die Jahre nach, die es noch dauern wird, bis er Europa wieder besuchen kann; Holland und die Schweiz, denkt er, vielleicht schon 1946; nach Deutschland wird es wohl noch bis 1948 oder 1949 dauern, und dann ist es vielleicht schon zu spät (439). Bei allem Heimweh bleibt er sich des großen Umbruchs bewußt: Weder das »alte« Deutschland, noch das »alte« Frankreich, noch das »alte« England wird jemals wiederkehren (360).

Bis 1940 wirkte in den USA der Isolationismus nach, mit dem im Widerstand gegen Präsident Wilsons Völkerbundspolitik kurz nach Ende des Ersten Weltkriegs die USA an ihre alte Tradition wiederangeknüpft hatte. In diesem Zusammenhang ist vielleicht eine private Äußerung des britischen Premiers Chamberlain aus dem Jahre 1937 zu beachten: »Es ist stets am sichersten und besten, von den Amerikanern nichts anderes zu erwarten als Worte« (157 A. 2). Das trifft sicher nicht auf den schon seit 1932 amtierenden Präsidenten F. D. Roosevelt zu, der sich aber lange durch einen Isolationismus gehemmt sah, der sich 1938 noch verstärkt hatte. Roosevelt beendete am 4. Jan. 1939 die traditionelle Neutralitätspolitik, indem er Maßnahmen gegen die Aggressoren *short of war*, vor allem Verkauf von Kriegsmaterial an die Widerstand leistenden Staaten verlangte, also schon ein gutes halbes

Jahr vor Kriegsbeginn und über ein Jahr vor dem Umschlag der amerikanischen Stimmung.

Roosevelt schien also als Repräsentant der größten westlichen Macht und als möglicher Schiedsrichter zunächst geeigneter zur Bereinigung der gefährlichen Situation als die westlichen appeaser, und es wäre fast paradox gewesen, wenn Brüning nicht versucht hätte, auch mit ihm in Kontakt und zur Übereinstimmung zu kommen. Schon am letzten Januartag des Jahres 1938, bei einem seiner Vorkriegsbesuche in Amerika, hatte er ein Gespräch mit ihm und versuchte ihn zu überzeugen, daß jede gute Lösung Zeit und Ausdauer erfordere. »Er stimmte zu, aber von Zeit zu Zeit verfiel er in einen seichten Optimismus und erhoffte rasche Lösungen. Das ist die Gefahr bei ihm« (170). Schon einen Tag vorher hatte Brüning Staatssekretär Messersmith seine Ansichten klar gemacht, es sei nutzlos, Konzessionen an Deutschland zu machen, da dieses nicht zu irgendwelchen Gegenkonzessionen bereit sei; Amerikas Vorgehen: defensive Rüstung, verbunden mit der Entwicklung konstruktiver Handelsabkommen, sei richtig; letztere würden vielleicht aber erst in drei Jahren Deutschland und Italien zwingen, ihr Wirtschaftssystem grundlegend zu ändern. Wenn nicht die übrige Welt einen festen Standpunkt vertrete, würden die vernünftigen Menschen nie in Deutschland die Herrschaft übernehmen können (171 A. 1). Ende Mai 1939 brachte er, ebenfalls an Messersmith, seinen Wunsch und seine Hoffnung zum Ausdruck, die er gleichzeitig als die wahren Gefühle der Mehrheit des Heeres und der großen Mehrheit des dem Krieg abgeneigten deutschen Volkes bezeichnete, daß Präsident Roosevelt nicht zu früh handeln und eine Position wahren werde, die ihm »weit wichtigere Vermittler- und Schiedsrichterdienste in einer gegebenen Phase nach Ausbruch des Krieges« ermöglichen werde (259). Nachdem Adam von Trott zu Solz im Herbst desselben Jahres Brüning über die Stärke und Pläne des deutschen Widerstandes unterrichtet hatte, gab dieser im November bei einem neuen Gespräch mit Roosevelt seine Informationen weiter und machte ihm »flehentlich und leidenschaftlich« (450) seine Vorschläge. Auch unterrichtete er ihn über eine Veröffentlichung einiger seiner persönlichen Ansichten über Friedensverträge. Er hatte nämlich einem Mitglied seines Seminars in der Redaktion der »Chicago Daily News« gestattet, diese zu veröffentlichen in der Hoffnung, sie würden Canaris, dem Leiter der deutschen Abwehr, zur Kenntnis gebracht, und dieser werde verstehen, was Brüning meine: »der Widerstand im Heer müsse erkennen, daß die Alliierten, wenn er nicht sofort handelte, noch vor Kriegsende die Dinge untereinander durch Vereinbarungen regeln würden, und zwar auf eine für Deutschland entsetzliche Weise; in diesem Falle wäre es besser, keinen Versuch zu unternehmen, der, wenn er fehlschläge, sowohl Deutschlands Position als Verhandlungspartner schwächen als auch zur Beseitigung all jener Personen führen könnte, auf die ich meine ganze Hoffnung für die Zukunft setzte« (417).

Es wäre allerdings der letzte Augenblick für eine Erfolg versprechende deutsche Initiative gewesen, denn schon im Februar 1940, also immer noch vor der deutschen Besetzung Norwegens und lange vor der deutschen Kriegserklärung an die USA, wurde beschlossen, die Verbindung zur Hammerstein-Gruppe der deutschen Generalität nicht aufzunehmen (452). Roosevelt hatte den deutschen Militarismus und das deutsche Volk in seinen Vernichtungswillen einbezogen. Von da an, sagt

Brüning, »war ich gezwungen, mich ganz still zu verhalten« (452). Die Kenntnis der Absichten Roosevelts, sowie die Stärke und Plötzlichkeit des Umschlags der amerikanischen Stimmung nach der deutschen Besetzung Norwegens, die Brüning auch hier wieder selbst erlebt, lassen ihn jede Hoffnung auf einen konstruktiven Frieden verlieren (314, 428). »Was im Januar 1940 noch möglich war, (ist) jetzt (2. 12. 41) nicht mehr möglich und (wird) immer weniger möglich sein« (379). Auch über die Härte des kommenden Friedens macht er sich keine Illusionen mehr und hält deshalb auch Angebote der deutschen Emigranten für erschreckend: 200 Prozent des Angebotenen werden als Minimum gefordert werden (368, 380). Auf der Tagesordnung stand nichts Minderes als die Ausrottung des deutschen Volkes, die, wie Brüning 1944 überzeugt ist, auch viele Personen im Kriegsministerium und im Weißen Haus wünschten, welche »Rußland sorglos begünstigten, ohne die Zukunft Europas und der Vereinigten Staaten in Erwägung zu ziehen« (418). Eine letzte Aussicht des deutschen Widerstandes hätte vielleicht noch unmittelbar nach Stalingrad bestanden (452 A. 2), denn auch Italien gegenüber gingen die Alliierten im September 1943 von ihrer Forderung nach unbedingter Kapitulation ab. Aber für Deutschland war es schon zu spät, denn die Amerikaner taten alles, um die damals zwischen Hitler und Stalin laufenden Fühler nicht zum Erfolg kommen zu lassen. Dieses blinde Einvernehmen der Amerikaner mit Rußland bekam übrigens Brüning am eigenen Leibe zu spüren und nicht nur, wie schon angedeutet, in Harvard. »Sofort nach der Kapitulation horchte mich die russische Presse wegen meiner Pläne aus und zwang mich, eine definitive Erklärung abzugeben, daß die Spekulation um meine Rückkehr nach Deutschland als Oberhaupt einer von den Westmächten geförderten Regierung barer Unsinn sei . . . dann schwiegen die Batterien, die die mit Rußland Sympathisierenden in diesem Land jahrelang auf mich gerichtet hatten« (456).

Der Stimmungsumschwung, dessen Steigerung bis zur Siedehitze und Massenhysterie Brüning 1940 erlebte (358), machte eine schon verzweifelte Situation noch verzweifelter. Er ließ sich von einer vernünftigen Rede nicht mehr erreichen (348). Die Amerikaner, leidenschaftlich teilnehmend, aber von Sachkenntnis wenig getrübt<sup>15</sup>, sahen »alles in einer sehr primitiven Form als lösbar an« (298). Es bleibt Brüning ein letzter Trost: »Solche emotionalen Wellen kommen und gehen« (369), aber sie sind, ebenso wie die Sachkenntnis, eine schlechte Grundlage für eine kontinuierliche Politik, wie es Deutschland zum Glück sofort nach dem Krieg und zum Unglück gegen Ende der Adenauer-Ära erfahren konnte. Brüning hat sich jedenfalls einem letzten Versuch nicht versagt, den die Gegner der Rooseveltpolitik im amerikanischen Kriegsministerium ganz kurz vor dem 20. Juli 1944 an ihn herantrugen. Sie versuchten ihn mit Staatssekretär Stimson zusammen zu bringen, aber nach dem 20. Juli erfolgte nichts mehr; Brüning, der nach endlosen Telefonaten Stimsons persönlichen Assistenten Harvey Bundy erreichte, erhielt die Schlußauskunft: »Wir werden Fühlung mit Ihnen aufnehmen, wenn wir Sie brauchen!« (416–419). Wenig später nahmen Churchill und Roosevelt am 15. September den

<sup>15</sup> Ein bezeichnendes Beispiel bringt Brüning aus der Zeit unmittelbar nach der Kapitulation auf S. 431: »Ein Katholik in einer einflußreichen Position hier forderte, man müsse amerikanische Priester nach Deutschland schicken, damit sie die Kinder taufen und das Volk wieder zum Christentum bekehrten.«

Morgenthau-Plan an, der Deutschlands Industrie vernichten und es auf eine landwirtschaftliche Existenz beschränken wollte. Wenn der Widerstand gegen die Politik Roosevelts fortschwelte und sich nach dem Sieg, anfangend mit einer »bemerkenswerten« Rede des Expräsidenten Hoover am 17. September 1945 durchsetzte<sup>16</sup>, waren doch die unmittelbaren Folgen dieser Politik so wenig von »Genocid« unterschieden, daß Brüning im selben September vor den Vertretern der Vorbereitung der Beweisführung im Nürnberger Prozeß antworten konnte: »Der letzten Nummer von ›The Economist‹ zufolge sind zwölf Millionen Menschen am Verhungern. Jetzt sehen die Staatsmänner, was sie tun. Sie sollten lieber sagen: ›Wir bringen so und so viele Millionen um.‹ Nach den Amerikanern, die ich kenne, zu urteilen, tun sie es, ohne es zu merken. Sie und die Briten hätten während des Krieges einen Pakt mit den alten Generalen schließen und den Krieg beenden sollen« (542).

\*

Bringen wir zum Schluß wieder einige Bemerkungen zu Brünings Christentum und zu seinem Verhältnis zur Kirche, so müssen wir davon ausgehen, daß es sich bei ihm um einen tief gläubigen Menschen handelt. Allerdings ist sein Christentum nicht von spektakulärer Art, sondern offenbart sich am meisten in gelegentlichen Bemerkungen über gottesdienstliche Ereignisse, Lesungen oder Gebete (53, 198, 199, 362), oder bei der gelegentlichen Lektüre der »Imitatio Christi«, wobei er sich an die Jugend erinnert, in der die Mutter jeden Abend aus diesem Buche vorlas, und einige Jahre später die aufschlußreiche weitere Erinnerung hinzufügt: »Am Niederrhein und in meiner Heimat haben wir nie mit den heimischen Protestanten Schwierigkeiten gehabt, denn beide, Katholiken und Protestanten, lebten innerlich von dem täglichen Lesen der ›Nachfolge Christi‹, und darin fanden sie sich« (360 mit A. 1). Dieses »innerliche Leben« darf aber keinesfalls im Sinne eines Rückzugs aus der Welt verstanden werden. An alten englischen Gebeten imponierte Brüning gerade ihr Leitgedanke, daß sie nach dem Zusammenbruch der alten religiösen Kultur eine neue schaffen und den Zustand der Barbarei, in den das Land gefallen war, beenden wollten (199). Eine »religiös utopische« Haltung, wie sie im nationalsozialistischen Deutschland als Alternative aufkam (347), genügt ihm durchaus nicht, vielmehr verlangt er den »Kampf um eine politische Konzeption auf der Grundlage von Moralprinzipien, die von religiösen Idealen abgeleitet werden« (396). Daß diese Aufgabe von höchstem Ernst sein kann, bleibt ihm ständig bewußt: »Es ist sehr leicht, über Religion zu predigen und zu schreiben, aber wenn es darum geht, daß man sein Ansehen vor der Welt, seine Familie oder seine Freiheit um des klaren Wortes des Evangeliums willen aufgeben muß, erkennt man, wie wenige – abgesehen von sehr einfachen Menschen – bereit sind, die einzig mögliche Wahl zu treffen« (398).

Die einfachen Menschen, von denen Brüning spricht, hätten annehmen können, daß dieser sich in bestem Einvernehmen mit den geistlichen Autoritäten befunden haben müßte. Aber auch hier offenbart sich die Paradoxie aller unserer öffentlichen

<sup>16</sup> Hoover hatte schon im Januar 1939 bei Roosevelts *short-of-war*-Erklärung mit anderen Senatoren und Diplomaten einen »Messianismus« und Imperialismus gewittert. S. 229 A. 5.

Verhältnisse darin, daß dies nicht der Fall ist. Schon in den »Memoiren« hatte Brüning angedeutet, was er in den weniger verpflichtenden Briefen offen ausspricht: daß die offiziellen Autoritäten der Kirche mit ein oder zwei Ausnahmen alle gegen ihn sind (328). Um diesem Mißverhältnis nahe zu kommen, müssen wir wahrscheinlich von der idealen Sicht, welche die Kirche uns für gewöhnlich nahe bringt, auf ihre meist nur obenhin erwähnte menschliche Seite rekurrieren, und dies nicht nur in dem von uns zunächst darunter nur verstandenen Sinne des Menschlichen, Allzumenschlichen. Das Mißverständnis gründet vielmehr in der Struktur von Kirche und Welt selber. Wo es im Alltag darauf ankommt, tritt die Hierarchie ihren Gläubigen ja keineswegs nur als Repräsentant jener erhabenen Lehre von der »Katholizität« gegenüber, die alle und jedes Anliegen mit gleichem Verständnis und gleicher Liebe umfaßt, sondern in erster Linie als Summe selber partikular geprägter Personen, deren geistliche Kompetenz sehr leicht auch noch von den allen Institutionen vordringlichen Trieben der Selbsterhaltung und Selbstdarstellung überschattet wird. Auch die Kirche selbst offenbart sich im jeweiligen geschichtlichen Augenblick in der Partikularität sehr entschiedener Vorstellungen sowohl in der Kirchen- wie in der allgemeinen Politik. Was aber ihre geistige Kompetenz betrifft, so legt es ihre Natur ihren Repräsentanten nur allzu leicht nahe, die harten Bedingungen irdischer Existenz zu überspielen oder gar die irdischen Kompetenzen in ihrer eigenen geistlichen als eingeschlossen zu empfinden. Dahin zielt wohl eine summarische Aussage Brüning's über die Geistlichen: »Sie reden mit billigem Optimismus über alle möglichen Dinge, von denen sie nichts verstehen« (217). Diese Aussage bezieht sich allgemein auf die englischen Geistlichen, und zwar auf die katholische und anglikanische Hierarchie, und mehr auf diese als auf die weniger präventösen Gemeindegeistlichen.

Das konkrete Ärgernis für Brüning war vor allem bis zum Kriegsausbruch die weitgehende Unterstützung Hitlers durch die katholische Hierarchie, wobei sie den Widerstand der einfachen Gläubigen nicht nur nicht unterstützte, sondern sogar entmutigte. »Nachdem sie in ihrem Kampf gegen den totalitären Staat so oft von der Hierarchie allein gelassen worden waren, kamen sie allmählich zu der Ansicht, die Hierarchie wolle nicht, daß der Kampf weitergehe« (137). Diese Erfahrung dürfte übrigens meines Erachtens wesentlich dazu beigetragen haben, daß der Versuch, nach 1945 die Positionen der Kirche und des Katholizismus aus dem neunzehnten Jahrhundert zu restituieren, schon von vorneherein zum Scheitern verurteilt war. »Hätten sich die christlichen Kirchen in Deutschland der Sache der Freiheit verschrieben, so wäre es ihnen gelungen, auch diejenigen zu sammeln, die früher nicht tief religiös waren. Das Christentum hätte die Religion der Nation werden können. Die überwiegende Mehrheit der Deutschen war in ihren allgemeinen Vorstellungen christlich, aber sie suchten eine lebendige Kirche, die mit den Bedürfnissen aller Schichten in enger Berührung stand. Da die Kirchen Ehrerbietung vor der Autorität lehren, auch vor der Autorität im öffentlichen Leben, sollten sie im Kampf gegen jede gewaltsame Usurpation von Autorität an vorderster Front stehen« (138 A. 1). Natürlich spricht Brüning hier noch in Traditionen des neunzehnten Jahrhunderts, nur daß er, vor allem nach seinen massiven amerikanischen Erfahrungen, voraussieht, daß die Christen beider Konfessionen einfach zu einem politischen Zusammenstehen gezwungen sein würden, »um ein Bollwerk aufzurich-

ten gegen die völlige weitere Zersetzung aller ewigen religiösen, sittlichen und rechtlichen Anschauungen« (440). Auch läßt er außer Betracht, daß die christlichen Kirchen immer dann das Vertrauen ihrer Laien notwendig enttäuschen müssen, wenn diese in ihrem Widerstand an die Grenze des Aufstands geraten.

Die Hierarchen haben im allgemeinen nach einigen Jahren, für die betroffenen Laien immer noch spät, den Fehler ihrer großen Nachgiebigkeit gegenüber dem Hitlerregime begriffen, wobei allerdings das Verhalten des österreichischen Episkopats 1938 lehrt, daß dieses Begreifen in jedem Falle von vorne wieder neu gewonnen werden mußte (182). Was aber den Papst betrifft, so hat Pius XI., ein langjähriger Förderer Mussolinis und verantwortlich auch für den Abschluß des Konkordats mit Hitler im Jahre 1933, wenigstens in seiner Enzyklika vom Jahre 1937 (*Flagranti animo*) »den kraftvollen Stil und den aufrufenden Charakter« gefunden, den die Stunde zu erheischen schien, und den der folgende Papst, Pius XII., in seiner Enzyklika des Jahres 1940 (*Summi pontificatus*) nicht erreichen konnte (305). Ihn, den früheren Nuntius in München und späteren vatikanischen Staatssekretär, hatte Brüning noch von seinem römischen Besuch als Reichskanzler in sehr schlechter Erinnerung (vgl. Memoiren, S. 358 ff.). Auch den Papst hält er der Neigung zum Faschismus (259) und der Illusion für verdächtig, mit Hitler zu einem dauerhaften Abkommen (Konkordat!) kommen und gleichzeitig eine große geschichtliche Rolle spielen zu können (273 f.). International befürchtet er, »daß der neue Papst die gleichen Enttäuschungen und Schwierigkeiten erleben wird wie bei allen seinen diplomatischen Unternehmungen seit 1917« (274). Seine Unfähigkeit, die Situation zu erfassen, führt er auf den starken Eindruck zurück, den die Münchener Kommunistenherrschaft des Jahres 1919 aus nächster Nähe auf ihn gemacht hat (279). Er hofft, daß der Papst, abgesehen von rein humanitären Problemen, sich wenigstens so weit wie möglich zur Vermeidung noch größerer Komplikationen, aus den im Winter 1939 laufenden Friedensverhandlungen (sic!) heraushält (299). Bezeichnend ist auch eine seiner ersten Reaktionen bei Beginn des Rußlandkriegs: »Der Vatikan muß passiv bleiben, aber innerlich für Hitler sein. Jetzt ist der Papst geistig der Gefangene im Vatikan. Bis 1929 war er »gefangen«, aber geistig ungeheuer frei« (364).

Mit dieser politischen Fehlsichtigkeit, die leicht eine Folge eines wirklich oder auch nur angeblichen beherrschenden geistlichen Lebensakzent wird, hängt es wohl auch zusammen, wenn Brüning vor äußerlich allzufrommen Leuten warnt und fordert, Geistliche aus jeder Form von Volksvertretung möglichst fernzuhalten. »Dagegen sind einige wenige, die ihre eigentliche Aufgabe darin sehen, versöhnend zu wirken, und die gleichzeitig wirklich mit dem Volk leben, kaum zu ersetzen«. Brüning nennt dabei u. a. den bayerischen Prälaten Leicht und Hejo Schmitt (464). Eine solche Äußerung ist nicht weit entfernt von der Ablehnung einer Wiederholung des Experiments katholischer Parteien, die der frühere italienische Parteiführer Don Sturzo als Emigrant Brüning anvertraut, wobei er jedoch den »aktiven politischen Einfluß sozial fortschrittlicher Katholiken« bejaht. Beide sind sich übrigens auch einig in ihrer geringen Hoffnung, dafür im Vatikan auf Verständnis stoßen zu zu können (358).

Schon angesichts der »babylonischen Sprachverwirrung in bezug auf religiöse und moralische Werte« wäre es abwegig, Brünings kritische Äußerungen zur Kirche

zu überziehen. Doch darf wohl nicht übergangen werden, daß eine Briefstelle eine jugendliche Rückverbindung zum sog. Modernismus schlägt, dessen allzu summarische Aburteilung durch Papst Pius X. wir inzwischen zu differenzieren gelernt haben. »Wir wurden antiklerikal und widersetzten uns heftig dem Geist der Selbstzufriedenheit an allen Orten . . . wir teilten auch weiterhin die Liebe zu Nietzsche, Spitteler, Hölderlin und Shakespeare« (87). Noch eine Äußerung von 1947 besagt: »Tyrrell hat auf mich einen sehr großen Eindruck gemacht. Es war eine große Tragik, daß einige seiner Formulierungen nicht etwas vorsichtiger waren. Heute würde er wahrscheinlich schon nicht mehr auf den Index gekommen sein. Außerdem hätte ein Druck eingesetzt werden müssen, wie ich es 1931 bei der drohenden Indizierung der italienischen Ausgabe von Adams ›Christus‹ getan habe« (87 A. 3)<sup>17</sup>.

Diese aus der Jugend überkommene Stellungnahme wird auch eine Milderung der schlechten Erfahrungen und des Pessimismus erklären, den wir sonst bei Brüning gewohnt sind, und gegen die er vor allem Niederschrift der Erlebnisse und viel viel Arbeit empfiehlt (271, 313). Aber gelegentlich erklärt er kategorisch: »Der Vorzug Mensch zu sein, besteht darin, daß ewig neue Hoffnung aufkeimt und schließlich auch erfüllt wird« (381). Dabei denkt er übrigens keineswegs nur an das berühmte Leben nach dem Tode, sondern erklärt sich »fest davon überzeugt, daß der unbeirrte Glaube und die guten Taten Einzelner schon in dieser Welt belohnt werden, auch wenn sie es selbst nicht mehr erleben« (331).

## Max Horkheimer — das vorletzte Kapitel

Von Otto B. Roegele

Es gibt ziemlich viele Leute in Mitteleuropa, die mit Spannung darauf warten, daß die Gedanken, die Max Horkheimer im achten Jahrzehnt seines Lebens an verschiedenen Orten und bei sehr unterschiedlichen Gelegenheiten in Reden, Vorträgen und Interviews geäußert hat, in Buchform veröffentlicht werden. Was der Fischer-Verlag, der über Horkheimers Werk verfügt, jetzt endlich vorlegt, ist jedoch nicht eine Dokumentation der letzten mündlichen Verlautbarungen des 1973 verstorbenen Philosophen. Zugegeben: eine solche wäre vielleicht recht schwierig geworden, denn Horkheimer scheute vor Wiederholungen nicht zurück, wenn er etwas, das ihm besonders wichtig erschien, auch mit besonderem Nachdruck sagen wollte. Ganze Passagen und Kapitel seiner Vorträge – etwa beim Salzburger Humanismus-

<sup>17</sup> Solche Aussprüche könnten wohl auch theologische Freunde Brünings wie der Paderborner Domherr Paul Simon oder der Jesuitenpater Ivo Zeiger getan haben. Sein holländischer Gönner, Msgr. Henricus A. Poels, war ein direktes Opfer des sog. Modernismus. Ursprünglich Berater der päpstlichen Bibelkommission und Professor an der Catholic University of America, wurde er 1910 zwangsweise emeritiert und auf die Leitung der Sozialarbeit in der Diözese Roermond verwiesen (40 A. 2, 67 A. 1).